

Ein Reh im Dschungel

Ambai

Es ist nicht leicht, jene Nächte zu vergessen. Nächte, in denen wir Märchen lauschten. Es war Tante Tangam, die uns die Märchen erzählte. Es waren aber keine Märchen, wie „Die Krähe und der Schakal“ oder „Der Hase und die Schildkröte“. Es waren Märchen, die sie sich selbst ausgedacht hatte. Manche glichen Fragmenten von Gedichten, manche endlosen Liedern. Märchen, die sich auf mannigfache Art entfalteten, ohne Anfang, ohne Mitte, ohne Ende. Manchmal beschwor sie in jenen Nächten in unserer Vorstellung zahllose Bilder herauf. Sogar Götter und Dämonen nahmen in ihren Märchen eine andere Gestalt an. Über Manthara sprach sie voller Mitgefühl. Schurpanakha, Tadaka und all die anderen waren keine Dämoninnen, sondern Wesen voller Gefühle und Empfindungen. Figuren, die in Nischen der Epen versteckt waren, holte sie ans Licht. Sie zeichnete sie mit Worten, in denen ein so zartes Mitgefühl mitschwang, wie es jemanden erfüllt, der einen Vogel streichelt, dessen Flügel gebrochen sind. War es die Nachtzeit, der Wohnraum jenes alten Hauses oder die Nähe der Kinder der zweiten Frau ihres Mannes, die im Wohnraum beieinander schliefen? Ich weiß es nicht. Diese Märchen hallen in einem Winkel meiner Erinnerungen wider wie das verhaltene Summen einer Biene.

Immer noch sehe ich Tante Tangam in dem alten Haus mit dem großen Wohnraum und den Säulen in vielen Bildern vor mir. Wie sie sich an die große Holztür lehnte. Wie sie die kleine Öllampe trug, sie mit dem Ende ihres Saris vor einem Luftzug schützte und in die Nische stellte. Wie sie ihrem Mann Ekambaram das Essen servierte. Wie sie, einen Fuß gegen die Brunnenmauer gestützt, das Seil hochzog, und wie sie die Pflanzen düngte.

Schwarz und schön war Tante Tangam. Ein Gesicht ganz ohne Falten, als hätte man es geglättet. In ihrem Haar viel Silber. Es gab in Tantes Haus ein Harmonium aus früherer Zeit, auf dem sie, das Gebläse dabei mit den Füßen tretend, spielte. Nur Tante spielte darauf. Dabei sang sie leise Lieder, angefangen von Devaram-Hymnen bis hin zu Liedern, wie „vadaname candira bimbamo“ (Dein Gesicht gleicht der Gestalt des Mondes) oder „vannan vandane“ (Der Wäscher ist gekommen).

Ihre schwarzen langen Finger, die sich Schnäbeln gleich nach vorne verjüngten, flogen wie schwarze Schmetterlinge über die Tasten.

Tante Tangam umgab ein Geheimnis. Es lag viel Mitgefühl in der Freundlichkeit, mit der andere sie anschau-

ten, mit der sie sie streichelten, in ihren Augen, die feucht wurden von Tränen. Onkel Ekambaram hatte noch eine Ehefrau. Aber er behandelte Tante wie eine Blüte. Niemals hörte man ihn Tante mit dem familären „di“ ansprechen. Er sprach sie stets mit „Tangam-Amma“ an. Und so schien es, als würde Tante immer in einiger Entfernung hinter einem Vorhang aus Rauch stehen.

Es war Valli, Onkel Muttus Tochter, die das Geheimnis lüftete. Was sie herausfand, war etwas, das wir ganz und gar nicht verstanden. Den Worten ihrer Mutter zufolge war Tante nicht ‚erblüht‘.

„Was bedeutet das?“, fragten viele von uns.

Valli trug schon Halbsaris.

Sie sagte: „Es bedeutet, dass sie nicht ihre Reife erlangt hat.“

„Aber ihre Haare sind doch schon ganz weiß!“

„Das ist etwas anderes.“

Daraufhin schauten wir Tantes Körper sehr aufmerksam an. Wir versuchten herauszubekommen, welcherart wohl ein nicht ‚erblühter‘ Körper ist. Auf welche Weise ihr Körper nicht vollständig war, konnten wir nicht erkennen. Wenn Tante nach dem Baden, in ein nasses Tuch gehüllt, hereinkam, sah sie genauso aus wie alle anderen Frauen. Wenn sie, angetan mit einer roten Bluse, die sie unter ihrem Busen verknotet hatte, und einem grünen Sari, ihre Haare zu einem Knoten gebunden, dastand, ließ ihre Erscheinung ebenfalls keinen Unterschied erkennen.

Vallis Mutter hatte zu Valli gesagt: „Sie hat lediglich einen hohlen Körper.“

Wir hatten keinerlei Ahnung, wo sich diese Hohlheit befinden sollte. Wir verstanden einfach nicht, dass diese Hohlheit eine offensichtlich nicht wahrnehmbare Hohlheit war, wie ein gebrochener Flügel bei einem Vogel.

Eines Abends fällte man im Garten einen großen verdorrten Baum. Beim letzten Axthieb stürzte er unter dem Geraschel seiner Blätter krachend zur Erde. Als man ihn aufspaltete, sah man in seinem Inneren nichts als ein Loch. Da stieß mich Valli an und sagte: „Das da ist Hohlheit.“

Ambai ist der Schriftstellernamenname von C.S. Lakshmi, die 1944 in Coimbatore, Tamilnadu, geboren wurde. Seit 1962 literarisch tätig, gilt sie als eine der bedeutendsten Autorinnen der tamilischen Gegenwartsliteratur. Aufgewachsen in Mumbai und Bangalore, erwarb sie zunächst einen M.A. im Fach Geschichte an der Universität Bangalore und promovierte sodann 1970 an der Jawaharlal Nehru University, New Delhi. Nach einer Tätigkeit als Dozentin in New Delhi siedelte sie nach Mumbai über, wo sie 1988 die SPARROW (*Sound & Picture Archives for Research on Women*) gründete, eine NRO, der sie seit der Gründung als Direktorin vorsteht. Ziel von SPARROW ist es, das Werk von Schriftstellerinnen und Künstlerinnen (Musikerinnen, Tänzerinnen) zu dokumentieren und zu archivieren. C.S. Lakshmi tritt entschieden für die Rechte der Frauen in Indien ein, ja betrachtet sich selbst als „*feminist who has lived without compromise*“ und ist Mitglied des *University of Michigan's Global Feminism's Project*. In ihrem Werk, das Erzählungen, Novellen und Romane sowie Studien zur tamilischen Frauenliteratur umfasst, tritt ihr feministisches Engagement oft deutlich zutage. C.S. Lakshmi, die mit dem Filmemacher Vishnu Mathur verheiratet ist, wurde 1966 für ihren Roman *Andhi Malai* (Abenddämmerung) mit dem Kalaimagal Narayanaswamy Aiyar-Preis geehrt und 2008 für ihren Beitrag zur Tamil-Literatur durch den *Tamil Literary Garden* (Kanada) mit dem *Iyal Virudhu* (*Lifetime Achievement Award*) ausgezeichnet.

Mit diesem Baum, der aufgespalten mit dem Blick zum Himmel dalag und voll und ganz an den Tag legte, dass in seinem Inneren nichts war, konnten wir doch nicht Tantes schwarzen strahlenden Körper vergleichen!

Welches Geheimnis hielt dieser Körper nur verborgen? Auf welche Weise war Tantes Körper anders?

Während der heißen Jahreszeit ruhte sich Tante um die Mittagszeit immer im Vorratsraum aus und entledigte sich dabei ihrer Bluse. Wenn wir dann zu ihr gingen, uns hinlegten und dabei unseren Kopf an ihren Busen schmiegteten, der von der Enge der Bluse befreit war, umarmte sie uns zärtlich. Wenn wir uns an ihrem Busen, ihrer Taille und in ihren Armen sicher und geschützt fühlten, verstanden wir nicht, was in ihr hohl sein sollte. Ihr Körper war warm. Sie hatte einen Körper, der voller Saft und Kraft war. Eine Energiequelle sprudelte in ihrem Leib, wie Saft in einer Frucht. Ihre wiederbelebenden Tropfen strömten viele Male in unsere Körper. Wenn sie uns berührte, wenn sie uns streichelte, wenn sie mit festem Druck unsere Körper mit Öl einrieb, war es, als sprudle ihre Lebensenergie aus ihrem Körper wie ein über die Ufer tretender Fluss. Nur wenn ihre Hände sie berührte, gab die Kuh Milch. Samen, die sie aussäte, keimten jederzeit.

Mutter sagte, sie hätte eine glückliche Hand. Als meine kleine Schwester geboren wurde, kam Tante zu uns.

„Schwester, bleib bitte an meiner Seite! Berühr mich die ganze Zeit über! Nur dann verspüre ich keine Schmerzen“, sagte Mutter stöhnend, als wir aus dem Zimmer geschickt wurden. Als wir zur Tür zurückschlichen und hineinspähten, war Tante gerade dabei, Mutters angeschwollenen Bauch sanft zu streicheln.

„Nichts wird geschehen. Hab keine Angst!“, sagte sie leise.

„Oh Schwester, wenn doch auch nur du ...“, schluchzte sie, ohne den Satz zu vollenden.

„Was ist schon mit mir? Ich bin doch wie eine Königin. Mein Haus ist voller Kinder“, sagte Tante. Onkel Ekambarams jüngere Frau hatte sieben Kinder.

„Dass sich dein Körper nicht so öffnen kann ...“, schluchzte Mutter weiter.

„Nun, was ist schon mit meinem Körper?“, fragte Tante. „Hab ich etwa nicht regelmäßig Hunger? Find ich etwa keinen Schlaf? Dieser Körper ist doch auch wie alle anderen Körper. Wenn er geschlagen wird, so tut er weh, und das Blut gerinnt. Wenn eine Wunde schwärt, sondert sie Eiter ab. Wenn ich esse, wird das Essen verdaut. Was will ich denn mehr?“

Da nahm Mutter Tantes Hand und drückte sie auf ihre Wange.

„Oh, was für schreckliche Dinge haben sie nur mit deinem Körper angestellt...!“, jammerte sie stöhnend, während sie Tantes Hand hielt.

Vallis Mutter hatte zu Valli gesagt, dass es keine Medizin gab, die Tantes Körper nicht verabreicht wurde. Immer wenn ein neuer Arzt in der Stadt erschien, bekam Tante ein von ihm zubereitetes Heilmittel. Man gab ihr auch englische Medizin. Wenn Tante eine Medizin eingenommen hatte, schlief sie zuweilen einen besonders tiefen und langen Schlaf. Einige Monate lang führte man auch Pudschas¹ mit Niem-Blättern² und Trommelbegleitung durch.

Darauf hoffend, dass man bei Tante durch eine plötzlich hervorgerufene Furcht eine Veränderung bewirken könnte, richtete man es ein, dass eines späten Abends, als

Tante in den Hof ging, eine in ein schwarzes Gewand gehüllte Gestalt auf sie zusprang. Da stürzte Tante schreiend zu Boden und schlug dabei mit dem Kopf gegen den Stein, auf dem man Wäsche wusch. Auf einer Seite ihrer Stirn ist jetzt immer noch eine Narbe zu sehen. Als der nächste Arzt kam, schrie Tante: „Lasst mich in Ruhe, lasst mich in Ruhe!“

Als man für Onkel Ekambaram nach einer anderen Ehefrau Ausschau hielt, zerrieb Tante in jener Nacht Oleanandersamen³ und nahm sie ein. Irgendwie gelang es, sie mit einem Gegenmittel, das man ihr einflößte, wieder ins Leben zurückzuholen.

„Ich möchte nichts, das deinem Herzen wehtut“, sagte Onkel, in Tränen aufgelöst. Danach war es Tante, die für ihn eine Frau aussuchte. So geschah es, dass Sengamalam in ihr Haus kam. All das waren Informationen, die Valli zusammengetragen hatte.

Ohne ihre Hand aus dem Griff von Mutter zu lösen, streichelte Tante mit ihrer anderen Hand Mutters Kopf. „Lass los, lass los, lass alles los! Warum holst du meine Geschichte zu einem Zeitpunkt hervor, da du im Begriff bist, ein Kind zur Welt zu bringen?“, sagte sie.

In jener Nacht wurde meine kleine Schwester geboren.

Erst als ich später einmal in die Stadt kam, erzählte Tante die folgende Geschichte.

Es war Regenzeit. Später Abend. Auf einer Seite des großen Wohnraums war ein Teppich ausgelegt worden. Darauf lagen etliche Kissen, deren Überzüge voller Haarölflecken waren. Manche Kissen hatten gar keine Überzüge. Sie waren aus festem Tuch gefertigt, in das man Baumwolle gestopft hatte. Bei dem einen oder anderen dieser Kissen war die Baumwolle verklumpt. Es waren keine Kissen, die für den täglichen Gebrauch bestimmt waren, sondern Kissen, die man den Kindern gab, wenn Gäste kamen. Würden Kinder, die den ganzen Tag spielen, sich tüchtig satt essen und sofort einschlafen, sobald sie sich hinlegen, solche Verklumpungen etwa als unangenehm empfinden?

Man hörte, dass die Küche gesäubert wurde. Danach hörte man den Klang eines Messinggefäßes, das Knarren der Tür und ein raschelndes Geräusch, als der Besen aus Kokospalmenblättern hinter ihr abgestellt wurde. Dann klirrte eine Zinndose. Die Dose mit dem Kolam-Mehl⁴. Das Kolam, das für den Herd bestimmt war. Schließlich schloss Tante die Küchentür hinter sich und trat in den Wohnraum.

Keiner von uns war eingeschlafen. Wir warteten.

Als Tante näher kam, war es Somu, der zu reden anfang.

„Tante, erzähl' uns doch eine Geschichte! ... Tante, bitte!“

„Ihr schlaft also noch nicht?“

Sie blieb kurz stehen, schaute uns an, kam dann näher und setzte sich. Da krochen Kamatschi und Somu langsam zu ihr hin, streckten sich aus, legten ihren Kopf auf ihre Oberschenkel und blickten sie erwartungsvoll an. Die anderen lagen da, ihre Ellbogen auf die Kissen gestützt.

Tante wirkte erschöpft. Auf ihrer Stirn glänzten Schweißtropfen. Sie schloss die Augen und dachte nach.

„Es war einmal ein großer Dschungel“, begann sie.

„Alle Tiere lebten in diesem Dschungel glücklich und zufrieden. Zahllose alte Bäume standen in dem Dschungel. An einer Stelle floss ein Bach. Wenn sie Durst hatten, gingen sie alle dorthin und tranken Wasser. Alles, was die Tiere brauchten, gab es in diesem Dschungel im Überfluss. Niemand musste dort Angst vor Jägern haben. Alle Tiere streiften umher, ohne die Gefahr, plötzlich von einem Pfeil durchbohrt zu werden und ihr Leben zu verlieren. Es gab dort allerdings auch Dschungelfeuer wie in allen Dschungeln. Von draußen kamen auch Menschen, fällten Bäume und pflückten Früchte. Und es kam auch einmal ein Mann und schoss Vögel oder jagte und tötete ein fliehendes Wildschwein. Das alles gab es auch. Dennoch war es ein Dschungel, mit dem die Tiere und Vögel, die dort lebten, vertraut waren. Es war ein Dschungel, in dem sie alles kannten. Auf welchem Baum sich die Eule niederließ und wie sie schrie, wenn des Nachts im Dschungel kein anderes Geräusch zu hören war. Auf welchem Stein sich der Frosch kauerte und unvermittelt ein Geräusch von sich gab, das sich anhörte, als würde er gluckerd Wasser trinken, und an welchen Orten der Pfau tanzte.

So war es, als sich eines Tages ein Rudel Rehe aufmachte, um Wasser zu trinken. Dabei verirrte sich eines der Rehe. Mit einem Mal fand es sich in einem anderen Dschungel. In einem Dschungel ohne Pfade. Alle Bäume hatten Male, die von Pfeilen herrührten. Ein Wasserfall stürzte tosend in diesem Dschungel herab. Er war öde und trostlos wie ein Dschungel ohne irgendein Lebewesen. Das Reh zitterte am ganzen Leib. Es lief hierhin und dorthin. Weil dieser Dschungel nicht so war wie jener, mit dem es vertraut war, sprang und irrte es klagend umher. Es wurde Nacht. Das Reh konnte seine Angst nicht mehr ertragen. Das Getöse des Wasserfalls vermehrte seine Angst.

In der Ferne hatte ein Jäger ein Feuer entfacht und war im Begriff, ein Tier, das er erlegt hatte, zu braten und zu

essen. Das Reh nahm Funken dieses Feuers wahr. Es versteckte sich. Ganz allein lief es durch den Dschungel und ließ sich schließlich erschöpft nieder.

So streifte es viele Tage lang umher. Eines Nachts war Vollmond. Das Licht des Mondes fiel in den Dschungel. Der Wasserfall hatte sein Licht aufgesogen und sah nun völlig verändert aus. Seine Erscheinung rief bei dem Reh keine Angst mehr hervor. Sanft lag das Mondlicht über allem. Mit einem Mal schwand alle Angst des Rehs dahin, als sei es von einem Zauberstab berührt worden. Der Dschungel gefiel ihm. Jeder Winkel, jede Nische war ihm bekannt. Obwohl es ein anderer Dschungel war, gab es auch in diesem Dschungel einen Wasserfall. Es gab Bäume, Pflanzen, all das. Nach und nach nahm es all die Tiere und Vögel wahr. Es sah, dass auf den Bäumen Bienenwaben hingen. Es nahm wahr, dass das Gras saftig grün war. Alle neuen Geheimnisse dieses neuen Dschungels erschlossen sich dem Reh. Schließlich durchstreifte es diesen Dschungel ohne die geringste Angst. Als alle Angst von ihm gewichen war, kam es endlich zur Ruhe.“

Tante hatte die Geschichte zu Ende erzählt.

Alle übrigen Bereiche des Wohnraums lagen im Dunkeln. Nur in diesem Bereich war es hell. Wir Kinder, die der Geschichte gelauscht hatten, hatten uns den dunklen Bereich des Wohnraums als Dschungel vorgestellt, hatten mit dem Reh Freundschaft geschlossen und waren schließlich schläfrig geworden. Unsere Kissen umarmend, schliefen wir alle nach und nach ein. Als wir, an die blauen, gelben und schwarzen Kissen aus rauem Stoff geschmiegt, schlaftrunken noch einmal kurz aufblickten, sahen wir in unserer Mitte, beide Arme kreuzweise über die Brust gelegt und die Schultern umfassend, den Kopf auf die Knie gesenkt, Tante Tangam.

*Aus dem Tamil übersetzt
von B. Käpp*

*Quelle: Ambai: Kattil oru man.
Nagarkovil: Kalaccuvatu Patippakam, 2000; S. 68-73.*

¹ Rituale.

² Blätter des Margosa-Baumes, *Melia azadirachta*.

³ *Nerium oleander*.

⁴ Glückbringende, von Frauen in der Regel mit Reismehl gestreute ornamentale Zeichnung.